

Die Natur in Bildern.

Ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch

zum Behufe einer

naturgemäßen Entwicklung und Bildung des Verstandes und Gemüthes
der Kinder

von

J. A. Pflanz,

Lehrer der Mathematik am Gymnasium und an der
Realanstalt in Singen.

Mit sehr vielen Szenen aus der Natur, und 350 Abbildungen einzelner
naturhistorischer Gegenstände.

Stuttgart.

Gallberg'sche Verlagsbuchhandlung.

Ich aber kam in seine Feinde bringen,
Und heß ihm Sieg und Ehr' erringen.

Dem Pavian gleicht mancher hochmuthige, aufgeblasene Mensch, der singen und tanzen kann, oder sonst eine andre wertlose Kunst versteht, und sich dann für wichtiger und besser hält als einen Andern, der ein nützliches Amt verwaltert oder andre notwendige und nützliche Dinge gelernt hat.

Die Elephanten leben gewöhnlich immer in großer Gesellschaft bei einander, geben mit einander auf die Reisfelder, zum Bade, auf die Weide, und werden auch gewöhnlich mit einander gefangen, und zwar so, wie ihr auf unserer Bildertafel bemerken könnt: Viele bewaffnete Menschen ziehen binaus in den Wald, wo eine Herde Elephanten sich aufhält, und schließen dieselbe ein. Dann macht man einen großen Lärm mit Schießgewehr und allerlei Instrumenten, zunächst Hafeln an und kommt unterdessen immer näher zusammen. Auf diese Art treibt man die Elephanten gegen eine starke Umlämmung von Pfählen und breiten Gräben. Der Eingang ist durch Zweige so vermaht, daß er einem Walpfad gleich sieht. Der erste Elephant will lang nicht hinein; ist er aber einmal auf dem Weg, so folgen ihm alle übrigen nach. Dann verbliebt man den Eingang mit Pfählen und Feuer, schreit und lärmt gewaltig, daß die Elephanten ganz verblüfft da stehen und faulen weiter zu gehen wagen. Der Gang wird nach und nach ganz schmal und zuletzt so eng, daß sich ein Elephant darin nicht umschreinen kann. Da diesen engen Weg sucht man nun einen um den andern zu lokten, indem man ihnen von einem Gerüste herab Futter reicht. Am Ausgänge desselben macht man dem Thiere Schnüren um die Beine, befestigt ihm Seile um Kopf und Leib, bindet es an schon gezähmte Elephanten, die man mit genommen hat, und führt es unter Schmeichelen und Drohungen beim.

Man fängt die Elephanten auch in großen Gruben, die man mit Reisern und Zweigen überdeckt und in welche der Elephant hineinplumpt, wenn er darüber geht. Auch sucht man sie mit Feuergewehren zu erlegen, und die Elephantenjäger sind oft recht verwegen, so daß sie der großen Zähne manchmal Leib und Leben daran wagen. Zuweilen gelingt es einem solchen Waghals, einen Elephanten an einer passenden Stelle tödlich zu verwunden, oft aber fällt die Jagd abel aus, und der Jäger muß seine Verwegtheit beuer bezahlen. So ging z. B. ein europäischer Aufseher über die Schafe einst mit einem gezogenen Rohre aus, um einen Elephanten, der überaus große Zähne hatte, zu erlegen. Da ihm aber der Schuß über geriet und seine Bäume in der Nähe waren, auf welche er sich hätte retten können, so lief ihm der Elephant nach, schlug den Rüssel um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltsam zu Boden und trampelte auf seinem Leibe herum, daß er bald aus nichts als aus kleinen dünnen Fingern bestand.

Im nächsten Bilde sehen wir wieder eine Jagd auf das Thier vor im Wasser. Am Ufer des Flusses stehen die Jäger, schwarze und weiße, mit ihren Feuergewehren und andern Instrumenten, und rings auf den Bäumen sitzen Affen und wollen dem Spektakel zuschauen. Wir sehen nur den Kopf und Hals des verfolgten Thieres, das mit seinen furchterlichen Zähnen und seinem weiten Rachen alles zu verschlingen droht. Da brennt ihm aber einer der Jäger eins auf's Ohr, daß es genug daran hat und sich mit furch-

terlichem Geschrei unter das Wasser macht. Bald färbt sich das Wasser rot, zum Zeichen, daß der Schütze gut getroffen hat, und dann sucht man es mit Haken und Seilen an das Ufer zu ziehen. Es dürfen aber wohl zwanzig oder noch mehr Männer daran ziehen, denn das Thier in ungeheuer groß und schwer; die Zähne allein sind eine Elle lang und jeder wiegt 6 bis 7 Pfund. Wenn das furchterliche Thier am Lande ist, so daß man es ganz betrachten kann, so sieht es aus wie das Ungeheuer bei Figur 34. Es ist nach dem Elephanten wohl das größte Thier und noch plumper als dieser. Es kann sowohl unter dem Wasser als auf dem Lande leben und ist daher eines der mörderüdigsten vierfüßigen Thiere. Des Nachts kommt es gewöhnlich aus dem Wasser hervor und sucht die Reisfelder auf, und das Zunderrohr, springt aber gleich wieder dem Fluß zu, wenn es Gefahr bemerkt, taucht unter und schwimmt eine Strecke weit fort, ehe es wieder hervorkommt. Man kann es deshalb nicht wohl fangen und auch nicht leicht schießen, denn seine Haut ist so dick, daß die Flintenfugen oft daran abrallen. Das Geschrei dieses Thieres thut fast wie das Wiehern der Pferde, nur ein gut Thiel ärger und wilder; man hat daher dem Thiere den Namen Flußpferd gegeben, weil es sich meistens in den Flüssen Africas aufhält. Die Leute in Afrika essen das Fleisch des Flußpferdes, wenn sie eins haben und sagen, es schmeckt gar nicht übel, besonders die Jungs, wenn sie geräuchert ist. Die Zähne sind theuer, denn sie geben auch Eisenen, wie die des Elephanten.

Nun wollen wir auch den Nachbar des Flußpferdes betrachten. Der sieht noch komischer und wilder aus und hat ein Horn auf der Nase und noch ein Hörnchen daneben; wie könnte man dies Thier deshalb heißen? Nicht wahr, Nashorn, und diesen Namen hat man ihm auch gegeben; die Gelehrten nennen es Rhinoceros, was aber dasselbe ist. Nach dem Flußpferd ist das Nashorn das größte vierfüßige Thier, und sein Auftreten ist noch viel plumper und blödlicher als das des Elephanten und Flußpferdes. Wenn es so im Schlamm und Morast daliegt, sieht es mehr einem ungeheuerlichen Eichblatt oder Felsenfuße ähnlich als einem Thiere, denn die Haut ist grau und unbehaart und so dick, daß man daraus Stoße, Schüter &c. machen kann, wenn sie zu Leber verarbeitet ist. Das Nashorn ist ein tristes, faules Thier, aber auch entsetzlich dumm; es thut Niemand etwas so leide, wenn es nicht gereizt wird, sondern lebt gutmütig und arglos in den Tag hinein, frißt am liebsten harte, stachlige Gewächse und kommt auch manchmal über die Reisfelder. Ich weiß eine Fabel vom Luchs und Nashorn; diese will ich euch lehren, und auch zugleich sagen, daß der Luchs ein schönes, anglistisches Thier ist, das fast wie eine Katz aussieht:

Am Hofe des Löwen erschienen zum ersten Male der schöne Luchs und das ungestaltete Rhinoceros. Man bewunderte und liebte sehr den Greifen, und wohl hundert Thiere boten ihm ihre Freundschaft zuerst an. Das Rhinoceros ließ man allein stehen, und nur die Furcht vor seiner körperlichen Stärke konnte den lauten Spott zurückhalten. Gleichwohl hörte der Löwe, bevor noch ein Monat verging, mehr als zwanzig Klagen über den Luchs, und fast eben so viele Lobpreise vom Rhinoceros. Immer wider man jenem aus, und mit diesem sprachen viele der vorzüglichsten Thiere im vertraulichen Tone. „Woher diese Veränderung?“ fragte einst der Monarch seinen ersten Rath, den Elephanten, mit Verwunderung. „Sehr natürlich,“ antwortete dieser, „denn ein redliches Herz höhnt uns



31.

33.

32.



34.

35.



bald auch mit dem häßlichsten Körper aus, aber eine lasterhafte Seele macht auch den schönsten Körper häßlich.“

Wenn man das Nashorn beleidigt und reizt, gibt es kein furchterlicheres Thier, als es, und wehe, wer ihm dann zum Opfer werden muß. Mit Wuth kommt man ihm davon, denn es kann trotz seiner Plumpheit sehr schnell laufen, und Hinterflügel helfen oft nichts, da sie nicht leicht durch die dicke Haut dringen. Ein Beispiel von der Wuth des gereizten Thieres gibt folgende wahre Geschichte: Ein Europäer machte mit zwei Freunden einen Spazierritt. Er stieß an einem sumpfhaften Dreieck auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Es stand auf, führte langsam das Junge weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thiere nachzureiten, und ihm mit einem Säbel Hebe auf den Hinteren zu geben, die aber wegen der dicken Haut nur einige weiße Streifen zurückließen. Das Thier ertrug sie gewöldig, bis sein Junges im Gestrauch verborgen war; dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zähneknirschens gegen den Reiter, und zerriss ihm einen Stiel in Feszen: und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht flüger gerauscht wäre als der Reiter. Es sprang zurück und floh aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, indem es Bäume und alles, was ihm hinderlich war, mit furchterlichem Geschreie niederschmetterte. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, ging das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zwei große Bäume, kaum zwei Schuh aus einander, flüchteten, wo das Thier in seiner Dummheit schließlich dazwischen hindurch wollte und dieselben, wie Pfeile, zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seines Thirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Es gibt Nashörner mit einem Horn, und solche mit zwei Hörnern. Die letztern kommen in Afrika vor, die ersten in andern Ländern. Da sie den Reißzähnen und andern Pflanzungen sehr schaden, und nur tote Augen bringen, so hat man sie lieber tot als lebendig, und schießt und fängt sie, wo man sie erwischen kann. Man macht z. B. große Gruben, beschlägt darin einen dicken starken Pfahl, der oben spitzig ist, und überdeckt die Gruben. Wenn nun ein Rhinoceros daher gesprungen kommt, daß der Boden unter zittert und Bäume und Felsen zusammen krachen, und es rennt über die Grube, so fällt es hinein und spielt sich an. Da kann man es denn leicht vollends tot machen und ihm sein Horn, seine Haut und sein Fleisch nehmen.

In den Flüssen von Afrika, besonders in dem, welchen man Nil heißt und worin sich die Flußpferde häufig aufzuhalten, gibt es noch andere gefährliche Thiere, schrecklicher als Löwe und Tiger, und furchterlicher als Schlangen und Ratten. Weiter unten auf unserer Tafel kommt ihr in dem Fluße ein solches leben. Hub! die furchterlichen Zähne, der ungeheure Rachen, die drohenden Augen — das schreckliche Thier! Dort ragt sein grimmiger Kopf hervor aus den Wellen und droht den Fischen somit den zitternden Negern zu verschlingen; weiter hinten sieht man

noch ein Stück von dem meisteinheils verborgenen Thiere. Das muß ein Ungeheuer sein! Wenn der arme Neger sich nicht sogleich Hülf vertraut, so ist er ohne Rettung verloren. Seht nur einmal das ganze abscheuliche Geschöpf dort unten bei Figur 36 — was kann ihm der schwache Neger wohl anhaben? Durch seine stahlharte schuppige Haut dringt weder Schwert noch Kugel, nur am Bauche ist sie weich und verwundbar. In dem ungeheuren Rachen hat es mehr als hundert Zähne, spicig Zähne, mit denen es Menschen und Thiere zerstellt. Mit seinem langen Schwanz kann es einen Menschen auf Einen Schlag tödten und einen Kahn mit leichter Mühe umwerfen. An Schnelligkeit übertrifft es fast jedes Thier und eben so an Grausamkeit. — Das sind die vornehmsten Eigenschaften des Krocodils, dieses furchterlichen Thieres, das im Wasser und auf dem Lande die übrigen Geschöpfe verfolgt und mordet. Wie froh dürfen wir sein, daß wir in unseren Flüssen keine solche schrecklichen Thiere haben, sondern nur hübsche Fischlein und unschädliche Insekten. So können wir doch ohne Lebensgefahr des Sommers in den süßen Wellen uns baden und am schattigen Ufer spazieren gehen. In Afrika ist dieses aber nicht der Fall: Tausende drohen hier dem Menschen im Wasser und mehr noch auf dem festen Lande. — Ermüdet sieht der Wanderer auf einen alten, umgehauenen Baumstamm hin und will sich durch einen ruhigen Schlaf erholen. Da röhrt sich sein Sig und wird lebendig, und ehe er sich von seinem Schreien erholen kann, ist er in dem Rachen des furchterlichen Krocodils. Wenn dieses nämlich im Schlamm verborgen liegt und nur der raube, fomugige Rücken sichtbar ist, meine man einen Baumstamm hin zu sehen, und kümmert sich nicht darum, bis man sich nicht mehr darum kümmern kann, weil der Stamm Kopf, Maul und Zähne erhält und in einem Augenblitc das vorübergehende Geschöpf erschnappt hat.

Das Krocodil hat noch mehr solche hübsche Eigenschaften, die es zum Schrecken des ganzen Gegenstandes machen, wo es sich aufhält. Es ist falsch, arglistig und verschmitzt, und hat dadurch Anlaß zu vielen Fabeln gegeben, woran ich euch ein paar erzählen will:

Ein Hund trank Laurent aus dem Nil,
Doch sah ein großes Krocodil,
Und rief: O Viecher, nimmt dir Zeit,
Und trinke mit Gemäßlichkeit;
Du Laurent kann dir die Zeit geben.
Komm' her, hier ist das Wasser rein;
Doch schaß, ich trink' es selber hier;
Dein Wasser tränk' ich wohl, versetzt der Hund; allein
Ich seh', du willst mein Fleisch dahin.

Bei der folgenden Fabel müßtet ihr recht Acht geben, daß ihr die Schlaueit des Krocodils recht verstehet und einsehet. Einst ging eine Mutter mit ihrem Kinde am Ufer des Nils spazieren. Da sprang plötzlich ein furchtbare Krocodil aus dem Schilfe, ergriß das Kind und eilte mit demselben dem Fluße wieder zu. Da bis zum Tode erschreckte Mutter stieß ein herzerreißendes Klageschrei aus. Das Krocodil machte Halt, und, gleichsam gerührt von dem Angstgeschrei und den Thränen der trostlosen Mutter, begann es also: „Du sollst dein Kind wieder haben, wenn du mir sagst, was ich thun werde.“ Die Mutter erwiderte: „Du willst das Kind fressen.“ Das Krocodil antwortete: „Dein Kind ist